



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Fokke, Arnold: Die Lehren der Geschichte Hollands und Englands :  
(Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mit Gehalt bewilligt werden könnte, sodaß sie in der Lage wären, sich zuvörderst wieder in den landwirtschaftlichen Beruf einzuarbeiten. Doch ist dies nur eine sich bei der Unteroffizieransiedlung von selbst ergebende Nebenfrage; die Hauptsache bleibt, daß gutgedienten Unteroffizieren, die aus der Dorfbevölkerung hervorgegangen sind, die Möglichkeit einer Körper, Herz und Geist befriedigenden Thätigkeit eröffnet wird, und sie, die noch im allerkräftigsten Mannesalter stehn, nicht allein darauf angewiesen bleiben, in Beschäftigungen als Boten, Wärter, Hausdiener, Pförtner, Aufseher, Schließer, Wächter u. dgl. zu verkümmern, in denen sie weder ihre körperliche Rüstigkeit noch ihre sittliche Thatkraft zur Geltung zu bringen vermögen.

Man mache nur einmal einen Anfang mit der Unteroffizieransiedlung, und man wird sehen, wie von Jahr zu Jahr die Lust zu dieser Art Zivilversorgung zunehmen, und welcher Segen daraus in politischer wie in volkswirtschaftlicher Richtung erwachsen wird.

Richard Geest,  
Generalleutnant 3. D.



## Die Lehren der Geschichte Hollands und Englands

(Schluß)



ir hatten eine starke Flotte nötig, und es wurde, weil der Reichstag die Gelder nicht bewilligen wollte, der Vorschlag gemacht, das deutsche Kapital solle sich in diesem Falle einmal selbst besteuern. Noch klingt dem Patrioten das Hohngelächter in den Ohren, das sein guter Wille wach rief, und den Schaden fühlt er auch noch in seiner Tasche. Außer der starken Flotte, die jetzt von den Volksvertretern bewilligt, aber noch lange nicht fertig ist, bedürfen wir, wie der Hungrige des Brots, ausreichender Kolonien, um dahin den Überschuß unsrer Bevölkerung absetzen zu können. Das, was wir an überseeischen Besitzungen haben, genügt für den Zweck nicht; trotzdem ist es immerhin etwas, woran sich im stetigen Wechsel der Dinge andres, was besser ist, anschließen kann. An dieser Stelle möge nochmals eindringlich wiederholt werden, was schon einmal anderswo gesagt worden ist: zu den vielen Verschrobenheiten, die uns in unserm obersten Parlament zu einem unerträglichem Ohrenschmaus hergerichtet werden, gehört auch das Thema von der Wertlosigkeit unsers Kolonialbesitzes. Unsrer Besitzungen in Südafrika taugten zu nichts und verschlangen ungeheure Summen. Anstatt von Jahr zu Jahr neue Millionen in diesen unersättlichen Schlund zu werfen, sollte unsre Regierung sie lieber an den Meistbietenden verkaufen; auch mit dem geringsten Preise würde sie immer noch ein gutes Geschäft machen. Das ist dieselbe kurzsichtige Politik, die um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts veranlaßte, daß der reiche holländische Besitz in Brasilien an die Portugiesen zurückfiel. Immerhin mag das zugegeben werden, daß, von Samoa abgesehen, kaum in einer unsrer An-

siedlungen deutsche Arbeit auf die Kosten kommt; aber es ist die Frage, ob für das Deutsche Reich dieser Standpunkt der Betrachtung auch nur vorzugsweise, geschweige denn allein maßgebend sein darf. Das deutsche Volk kann warten, bis auch für diesen Teil seiner Arbeit der entsprechende Lohn abfällt, aber womit es nicht zögern durfte, das war, endlich einmal in den weiten Räumen der Welt, die bis dahin seinem Machtanspruch verschlossen waren, festen Fuß zu fassen. In Kamerun herrscht Sumpf, Fieber und Hitze, Südostafrika reizt nur zum Plantagenbau, und im Westen hält die Trockenheit den Siedler ab, aber wenn alle diese Übelstände noch schlimmer wären, als sie in Wirklichkeit sind, so durfte sich doch die Regierung dem Rufe nicht versagen, der aus der Mitte des Volkes an sie erging, und mußte die Hand auf diese wie auf andre Landstriche im fernen Meere legen. Das Gerede im Reichstag über die in den Staatshaushalt für die Schutzgebiete eingesetzten Summen wird die Regierung noch lange Jahre anhören müssen, ohne auf sonderliche Erträge hinweisen zu können, aber ebenso lange und noch länger reicht sie mit dem Hinweis darauf aus, daß wir mit dem von der Linken so verächtlich behandelten Besitz die Hände in dem Spiel der draußen um die Herrschaft ringenden Mächte haben und von ihm aus ein entscheidendes Wort mit drein reden dürfen. Die Strandbatterien an unsern Hafeneingängen donnern so laut und schießen so scharf wie nur irgend eine auf der Welt, aber eindringlicher als ihr dumpfes Pathos tönt die helle Schlachtmusik des kleinen Itis vor Tafu, der den Völkern das Recht unsrer kolonialen Bestrebungen bewies und ihm Raum verschaffte.

Der kleine Itis und seine gepanzerten Genossen sind die lebendige Fortsetzung unsrer Hafensefestigungen, wie die hölzernen Mauern des delphischen Drakels die Verlängerung der Mauern des Piräus waren, und vermitteln mit starker Überredungskraft die Meinung, die Volk und Regierung von Deutschland von unserm Recht im Auslande haben. Denn auch an das deutsche Volk ergeht die Mahnung, daß wir fruchtbar sein sollen und uns mehren und alle mit der Schärfe des Schwertes treffen, die uns daran hindern wollen. Die Welt sei vergeben, heißt es, und an dieser Thatsache sei nicht zu rütteln. Ja, deutsche Kraft soll auch daran nicht rütteln, aber es ist auch eine Wahrheit, an der nur die Thorheit zu rütteln wagt, daß es kein Beharren in unsrer Erscheinungswelt giebt.

Auch das Paradies war einmal allem Anschein nach in festem Besitz, und schon lange sitzen die Menschen daneben. Seit dieser Zeit ist das, was man die Welt nennt, in ewiger, bald ruhigerer, bald sich überstürzender Bewegung, und keinen Augenblick kann man sagen, wohin einmal der Besitz fallen wird, der gegenwärtig noch sicher in starker Hand zu ruhen scheint. Gerade die Tage unsrer nächsten Gegenwart belehren uns darüber mit einer Deutlichkeit, die nicht bloß an die Augen und die Ohren, sondern ans innerste Leben geht. Es vergeht fast kein Tag, wo nicht irgendwo Reibungen und Händel stattfinden, die groß oder klein weittragende Wirkungen haben können. Die Karte des Erdkreises ist einer ewigen Revision unterworfen, die immer mit mehr oder weniger Gewaltthätigkeit verbunden ist: ein ununterbrochener, ewig bewegter

Strom, der sich durch die Zeit wälzt. Glaubt ein Staat, sich in der Sehnsucht friedlichen Genießens an seine Ufer setzen zu können und nur das Material für seine stille Beschaulichkeit aus seinem Gedränge heraufholen zu dürfen? Was bei einer solchen Ruhebedürftigkeit herauskommt, davon giebt uns das Schicksal der Niederlande ein trauriges Beispiel.

Früher mußte das deutsche Volk insolge seiner politischen Schwäche allen Umgestaltungen, die in der Nähe und in der Ferne auf dem Erdboden von den Gewalt habenden Mächten beliebt wurden, zuschauen, ohne mit der Wimper zu zucken. Das ist nun mit der Zeit sehr anders geworden, unsre Regierung weiß sich in den Wirbeln des Stromes zu behaupten. Eine glänzende Probe hat sie davon in den chinesischen Wirren gegeben. Wenn irgend eine andre der beteiligten Nationen mit einem ähnlichen Ergebnis aus Ostasien zurückgekehrt wäre, so brauchte man nicht einmal nach Frankreich zu gehn, um die freudige Erregung eines ganzen Volkes zu erfahren. In Deutschland hat man es erlebt, daß die Hälfte der am politischen Leben teilnehmenden Menschen mißmutig und tadel süchtig, zum Teil grimmig beiseite stand. Vor der Ausföhrung der Expedition wurden der Regierung Schwierigkeiten aller Art bereitet; wo Steine zu finden waren, da warf man sie ihr ganz gewiß in den Weg, und als der Krieg zu Ende war, da hagelte es von Anschuldigungen und Verleumdungen der gemeinsten Art.

Mangel an politischer und nationaler Schulung, der niederschlagend wäre, wenn man nicht wüßte, daß er die natürliche Folge einer trostlosen Vergangenheit ist, und daß er sich geben wird, wie Kinderkrankheiten mit dem Wachsen des Körpers zurücktreten. Aber betrübend bleibt es doch, daß man jetzt, wo es die Kraft hat, dem deutschen Volke einreden möchte, daß die Not, die einstmals lähmend und schmachvoll auf ihm lag, eigentlich eine Tugend gewesen sei, und daß man ihm mit dieser zahmen Betrachtung die starken Hände binden will. Sonderbare Zumutung, die sich anläßt, als wenn man von dem stolzen Kassepferde die Dienste des Esels in der Tretmühle verlangen wollte. Ein zum Herrschen gebornes Volk läßt sich auf die Dauer die Hände nicht binden. Wozu wurden ihm denn die sieghaften Eigenschaften des Körpers und des Geistes zuteil, als sie zu gebrauchen auf der Erde und sich den Raum zu schaffen, den es zum Leben nötig hat?

Raum zu schaffen, nicht mit dem Rechte wilder Eroberung, sondern mit dem Rechte des Klugen und Starken, der seine Mittel bereit hält, um, wenn die Verwicklung kommt, sie dahin zu werfen, wo sein Vorteil liegt. In China haben wir zunächst nur moralischen Gewinn gemacht, aber dergleichen inkommensurable Werte finden in der Regel später doch ihre reale Anerkennung. Was vor den Takuforts auf dem Altis an Mannszucht, Mut und Kriegskunst zu Tage gefördert worden ist, bildet eine Einheit, die durch die Anzahl unsrer Kriegsschiffe mehr als vervielfältigt wird. Das weiß man überall in der Welt ganz genau, und nur danach werden sich die Mächte richten, wenn Deutschland seine Stimme in den Beratungen der Weltkongresse erhebt, von denen man es nicht mehr ausschließen kann. Wenn auch in veränderter Form, wiederholt sich doch alles einmal in der Welt: dem Großen Kurfürsten hätte in

den Verhandlungen des Westfälischen Friedens seine Diplomatie allein wenig geholfen.

In aller Erinnerung ist es, wie Deutschland endlich in den ruhigen Besitz der Samoainseln gekommen ist. Der unselige Krieg, in den England durch den Widerstand der Buren verwickelt wurde, hat dessen Diplomatie in der Behandlung dieser so wichtigen Kolonialfrage geschmeidigt, aber alle ihre süd-afrikanischen Bedrängnisse würden diese Macht gegen die deutschen Wünsche nicht willfähriger gemacht haben, wenn die deutsche Flotte nur noch ein Spielzeug in britischen Augen gewesen wäre. Seitdem hat der Krieg in den Burenrepubliken seinen wie immer gearteten Fortgang genommen. Ob Greater Britain durch die Erfahrungen, die es hiermit gemacht hat und alle Tage weiter macht, noch traktabler für die Ansprüche seiner Konkurrenten geworden ist, darüber auch nur Vermutungen aufzustellen, dürfte wenig am Platze sein, aber was man sagen darf, ist, daß Deutschland, wie auch immer die Entscheidung in Südafrika fallen mag, nur Vorteil von dem schließlichen Friedenstraktat haben kann.

Nicht bloß den allgemeinen, den alle Welt von der Herstellung der Ruhe und der Ordnung in dem vielgeprüften Lande haben wird, sondern den des Nachbarn, auf dessen Wünsche der Sieger, mag er sein, wer er will, Rücksicht nehmen muß. Es ist auch müßig zu fragen, nach welcher Richtung hin diese Wünsche liegen, und in welcher Weise sie verwirklicht werden könnten. Das findet sich beim Friedensschluß oder schon bei den Vorarbeiten dazu. Darauf kommt es an, daß der Sieger, wenn er sich in dem verödeten Lande einzurichten hat, der Dienste eines guten Nachbarn bedarf, auf dessen Wohlwollen er sich unbedingt verlassen kann. Wie auch die Transaktionen beschaffen sein mögen, die auf dieses Wohlwollen abzielen, sie werden immer von dem ausgehn, dem es um den guten Willen zu thun ist.

In der Capriviperiode sind wir in der Abschließung unsrer Handelsverträge von der ganzen Welt übers Ohr gehauen worden, und England hat seinen ganz besonders guten Handel mit Sansibar gemacht. Aber seit jener Zeit sind wir zu den bewährten Grundsätzen des ersten Kanzlers zurückgekehrt, und es wird wieder ganze Arbeit in der Politik gemacht. Die frische, kräftige nationale Luft, die in diesen Tagen vom Regierungstische her zum Unterschied von der frühern weichlich anschnieglichen internationalen die Debatten über den Zolltarif belebte, ist der genaue Gradmesser für die Höhe, mit der unsre überseeischen und kolonialen Interessen dem Ausland gegenüber angesetzt werden. Die *do ut des*-Politik ist in den letzten Jahren gelegentlich verächtlich gemacht worden, und doch besagt sie nichts andres als die Wahrheit des Sayes, daß alle Politik auf Kompromissen beruht. Freilich muß es auch häufig mit ebensoviel Energie wie Ruhe heißen: Gib erst, damit auch ich in stande bin, zu geben.

Das Verhältnis der Reziprozität ist in den politischen Geschäften von außerordentlichem Belang, und wohl dem Staate, der in der Lage ist, auch an auswärtigen Besitz die Fäden seiner Unterhandlungen anknüpfen zu können. Nachdem schon während des achtzehnten Jahrhunderts alles aus sich selber ergiebige Land Außereuropas verteilt war, ist in gegenwärtiger Zeitlage nicht

die Frage zuerst zu stellen, welchen Wert im Vergleich mit andern eine Kolonie hat, sondern ob sie überhaupt einen hat. Im besondern für Deutschland kommt es darauf an, auch außerhalb seines eigentlichen nationalen Körpers einige Gebiete sein eigen zu nennen, von denen aus es auf seinem Wege den Fuß weiter setzen kann. Die ihm vorgeschriebne Marschrouten von da aus fortsetzen zu können, sei es mit Kohlenstationen, oder mit Kabellegungen, oder mit Grundlagen zu gelegentlichen Verhandlungen, das ist der Punkt, der aus allem andern Erwägungsmaterial zuerst ins Auge springen muß.

Daß das Kapital seine Werte nicht zu Anlagen hergiebt, die keinen augenblicklichen Gewinn versprechen, ist eine alte Geschichte und nicht in Deutschland erst wieder neu geworden. Aber je mehr die Regierung auch bei uns, im Lande der Geistesritterschaft, mit dieser Thatsache zu rechnen hat, um so mehr sollte sie darauf bedacht sein, sich von ihr unabhängig zu machen. Was kann sie thun? In der Journalistik wird lange schon darüber hin und her gestritten, wie die Ausgaben des Reichs für die Kolonien zu vermindern, die Einnahmen zu vermehren seien; dabei tönt die ewige Klage durch, daß die deutsche Verwaltung zu viele Kosten verursache. Mag sich nun die Regierung an diesen Auseinandersetzungen, die „praktische Politik“ sein sollen — aber der erste Napoleon würde sie ideologisch nennen —, so viel beteiligen, wie sie Zeit dazu hat. Vor allem möge sie mit Ernst weiter bemüht sein, die Nullen an dem jedes Jahr gährenden Defizit im Kolonialhaushalt zu mindern, im übrigen aber das Ding nicht tragisch zu nehmen.

Nur keine schwächliche Haltung den Geldmächten gegenüber. Die Notwendigkeit der Fortführung des Lebens ist zwingender als irgend eine andre Rücksicht, die man zu nehmen hat. Es bedarf durchaus keines Napoleonischen Verfahrens, womit die Abzugsröhren an die Reservoirs des Reichthums gelegt werden; die Erfahrungen, die wir an den Wirkungen der Miquelschen Finanzpolitik gemacht haben, reichen auch aus. Ob man eine Reichssteuergesetzgebung vorzieht, oder ob man lieber im Einzelverfahren der Bundesstaaten vorgehn will, jedenfalls sollte das Bestreben unsrer Staatsgewalt dahin gehn, ein Reichsfammelbecken herzustellen, das, je nach der volkswirtschaftlichen Lage höher oder niedriger gehalten, den im Augenblick drängenden Bedürfnissen gerecht zu werden vermöchte. Wäre es nicht möglich, mit einer beweglichen, nur im Maximum festgelegten Steuerquote vorzugehn und damit dem Reichthum die Regel vorzuschreiben, wonach er zum Dank für den zu seiner Ansammlung gewährten Schutz dem Staate den entsprechenden Tribut bezahlte?

Daß das Kapital in seinen Verpflichtungen gegen das Ganze bei uns noch immer im Rückstande ist, ist eine Wahrheit, die nur den Inhabern noch nicht einleuchten will. Die mittlern Einkommen, nämlich die der Beamten und derer, die mit ihnen dieselbe Lebensstufe behaupten, werden vom Steuergesetz mit einer Sicherheit und Wucht getroffen, daß auch nicht ein Halmchen nebenbei emporkommen kann. Dagegen werden auf den Höhen viele Weizenfelder reif, die ohne jegliche Zehntung bleiben. Hier fließt eine starke Quelle der Unzufriedenheit und des Zwiespalts in den Niederungen, den die Sozialdemokratie ins nationale Leben hineinträgt.

Daß hierin eine größere Gefahr für Deutschland liege, als jeder andre europäische Staat zu bekämpfen hat, wie man uns einreden möchte, ist nicht der Fall. Noch sind unsre staatlichen Institutionen mehr als stark genug, die von unten aufdringenden Gärstoffe unter Druck zu halten. Aber auf der andern Seite genügt unsre mit Recht vielgerühmte soziale Gesetzgebung allein auch nicht. Überhaupt muß das beherzigt werden, daß im Volke weniger das ihm selbst bewiesene Mitleid wirkt, als die möglichste Überzeugung von der gleichmäßigen Verteilung des auf allen liegenden Druckes. Auch hier sollte unsre Heereseinrichtung für das bürgerliche Leben vorbildlich sein. Wohl weiß der gemeine Mann, daß nicht alle mächtig sein können und gebieten, aber um so größer ist auch sein Gefühl für den Gerechtigkeits Sinn, der verhütet, daß der von der Natur gewollte Unterschied noch von der Willkür unnötig verschärft werde.

Da das Geld als solches, wo es in seinen Funktionen des weitem Erwerbs thätig ist, mitleidlos ist wie die zu Thal gehende Lawine, die alles mit sich nimmt, was auf ihrem Wege liegt, so ist es nicht anders als natürlich, daß der Mensch, der vorzugsweise mit ihm zu thun hat, auch hart wird. Für gewöhnlich tritt die herrschende Sittlichkeit und die Religion ein, aber die Hauptsache muß der Staat machen, er muß verhindern, daß die Härte zu einer Obstruktion wird, die sein Gefüge von innen heraus sprengt. Die Erfahrungen aller Zeiten weisen mit einer so überraschenden Übereinstimmung auf die Gründe des Verfalls der Staaten hin, daß den Historiker das Staunen über die Einheitlichkeit aller Menschennatur überkommt. An das Schicksal Athens und Karthagos soll hier nur erinnert werden. Die Thränen, die der jüngere Scipio auf den Trümmern der von ihm eroberten Punierstadt weinte, waren eine be- redete, wenn auch stumme Anklage gegen die Sünden seiner Standesgenossen, die einmal die römische Republik in die verdiente Vernichtung hinabziehen würden. Nur wenig Jahrzehnte nach diesem Ereignis durfte der Numidierfürst Jugurtha die Thaten seiner wilden Grausamkeit höhnisch mit den Worten begleiten, daß in Rom alles, auch die Gerechtigkeit, käuflich sei. War denn nicht trotz Brutus und Cato schon lange in dieser Stadt das Geld der Wertmesser der Dinge?

Es ist über die Gründe, die die große französische Revolution zur Folge gehabt haben, viel geschrieben worden, aber alles, was man davon dem sichern Verbleib der Bibliotheken überantwortet hat, ist nichts als die Begleit- oder Folgeerscheinung der entsetzlichen Härte, womit der Geiz der Geistlichkeit und der Aristokratie das übrige Volk in Frankreich in der Unterdrückung hielt. Die Geister des Umsturzes sind immer wach, aber wenn man glaubt, sie durch immer höher aufgetürmte Berge am Ausbrechen hindern zu können, so ist das eine Meinung, die sich genau nach dem Maß der gemachten Anstrengungen rächt. Typhoeus und Enceladus sind pathologische Erscheinungen, die im Völkerleben zu Tage treten, wie der Vesuv und der Ätna an der Erdrinde emporragen. Man muß sie mit milden Mitteln und sanfter Hand und vor allem mit der Anerkennung ihrer Berechtigung in der Natur behandeln.

In dem Augenblick, wo dieses niedergeschrieben wurde, machte eine große

Rede Lord Roseberys in England von sich sprechen: er soll da der kommende Mann sein. Nach dem, was von dieser Auslassung verlautet, mögen allerdings die Friedensfreunde Grund haben, allerhand Hoffnungen daran zu knüpfen, aber im übrigen darf bis jetzt mit Recht gezweifelt werden, ob auch seine Kraft imstande ist, dem jahrhundertelangen Gang der Dinge in England zu gebieten. Bei unsern Stammesgenossen jenseits des Kanals handelt es sich nicht um die Beendigung eines Kriegs, wie es etwa die des Sugurthi-nischen in Rom war, nicht um irgend welche Maßregeln im landläufigen liberalen oder konservativen Sinne, sondern um ein grundstürzendes Eingreifen, das den Staat auf die ganz andre Basis stellt.

Der Lord Londonderry soll Rosebery den geheimnisvollen Mann genannt haben, und das ließe auf das Vorhandensein großer Möglichkeiten schließen, doch das muß vorerst noch außerhalb aller Diskussion bleiben. Ist er bloß ein Cicero, dann bleibt er besser auf seinem Tusculum, hat er aber das Zeug von einem Cäsar in sich, dann sind doch auch die Schwierigkeiten so groß, daß in ihrer Bewältigung auch eine cäsarische Kraft versagen würde. Von diesem Herrscher-genius soll man nur die reformatorische Seite ins Auge fassen. Mit welchen Mitteln aber würde Lord Rosebery, ohne Usurpator zu sein — und die Rolle ist nicht möglich —, die Art an die Wurzel des Übels legen, das sich nun einmal so tief in den englischen Volksleib eingefressen hat? Man mag sagen, was man will, England leidet an der Hypertrophie des Geldes, die wie die Hydropsie von den edelsten Teilen aus den ganzen Leib lähmt. Nur die stärksten Mittel einer rücksichtslosen Selbstzucht würden die Kraft haben, dem Fortschreiten des Siechtums zu steuern.

Dazu gehören vor allem andern die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die von Grund aus anhebende Änderung seiner Kolonialpolitik. Wie die Einrichtungen des englischen Heeresdienstes von der Selbstzucht des Reichthums herrühren, so beruht die britische Kolonialverwaltung teils auf demselben Egoismus, teils auf dem harten Vorgehen eines nur sich achtenden Imperialismus. Die Engländer thun sich viel auf ihren Liberalismus zu gute, der unter ihnen das Licht der Welt erblickt haben soll, und unter dessen Devise sie noch immer an der Spitze der Zivilisation marschieren. Mag das Wort immerhin einmal eine Wahrheit gewesen sein, wiewohl auch hierzu viel gesagt werden kann, so ist es doch augenblicklich zur inhaltlosen Phrase und abstrakten Formel geworden. Ein melodisch abgestimmtes Schellengeläute, von dem sich nur solche Leute fangen lassen, denen das selbständige Denken abgeht, und die glauben, liberal bedeute die Freiheit, von allem Vorhandnen soviel zu nehmen, wie nur eben angeht, und bloß das wegzugeben, was mit Recht nicht zurückgehalten werden kann. Das Wort Liberalismus ist das große Fangnetz, das die herrschende Kaste in England über die ganze Breite des Stromes wirft, um darin festzuhalten, was Leben hat, und ihm nur das Dasein zu lassen, das bloß der Reflex, nicht der warme Abglanz ihres eignen ist.

Es sei uns ferne, ungerechtfertigten Anschuldigungen Raum zu geben, auch wollen wir keine moralischen Anklagen erheben. Was die Engländer im

Land der Buren thun zu müssen glauben, haben sie allein zu verantworten, und wenn sie behaupten, ihre Behandlung der Sren sei nichts andres, als was den Polen, den Dänen und den Elfaß-Lothringern in Deutschland widerfahre, so liegt es ihnen ob, den Beweis dafür zu bringen. Was uns angeht, so sollen uns nur die Kolonien beschäftigen, die von allen als die sichersten Appertinenzien des britischen Kaiserreichs bezeichnet werden. In Kanada, Australien und im Kaplande ist eine zahlreiche englische Bevölkerung, die das Land durch Ackerbau und Viehzucht, durch Handwerk und Gewerbe aller Art, also durch die vornehmste Bethätigung aller menschlichen Arbeit, auch in ihrem eigentlichsten wirklichen Besitz hat. Von diesen Bevölkerungen wird niemand behaupten, daß sie nicht nationalenglisch vom Wirbel bis zur Zehe seien. Das heißt, und mit der Einschränkung beginnt die Beweisführung, sie sind die Söhne ihrer Väter in der Weise, daß sie denselben Unabhängigkeitsinn in die Ferne getragen haben, der sich auch einmal gegen die alte Heimat wenden kann. Hierfür ist der Freiheitskampf der Nordamerikaner das schlagende Beispiel. Wenn von ihm gesprochen wird, sollte man nicht bloß an die vom Mutterland ausgehende Unterdrückung, sondern auch an die Geneigtheit zur Loslösung in den Kolonien denken. Stolze Liebe zur Freiheit und Selbstständigkeit ist eine der schönsten Eigenschaften, deren sich die Menschen rühmen, aber sie muß durch ein ebenso starkes Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Staatsganzen im Gleichgewicht gehalten werden. Der Brite rühmt sich, stolzer auf seinen Namen zu sein, als irgend ein anderer Staatsunterthan, aber diese Gesinnung ist sehr individueller Natur und mehr die Wirkung von Zufälligkeiten, als das Ergebnis einer planmäßigen Erziehung durch den Staat.

Das *civis Romanus sum* macht sich auf den Lippen eines Engländers sehr volltönend und findet wie vieles andre, was er thut, leicht gläubige und bewundernde Anerkennung besonders unter den Deutschen. Aber wer genauer zusieht, findet bald, daß kaum irgend ein Angehöriger der großen Nationalstaaten der Welt weniger zu dem stolzen Ausspruch berechtigt ist als die selbstbewußten Söhne Großbritanniens. Das Antlitz des römischen Bürgers, besonders in den besten Zeiten der Republik, aber auch später wieder unter den Kaisern, trug ein doppeltes Gepräge. Er war nicht bloß der bürgerliche Angehörige eines Staates, der in der Fremde die Siedlung anlegte, um hier seinem Gewinn nachzugehen, sondern auch der Soldat, der mit seiner *hasta* das *imperium Romanum* in das neugewonnene Land trug und dieses dadurch unauflöslich mit dem Zentrum verknüpfte; deshalb unzertrennlich verband, weil in jedem einzelnen römischen Bürger, mochte er in Afrika wohnen oder in den Grenzstrichen Germaniens, beide Seiten des Staatswesens verkörpert waren, die Ordnung des friedlichen Erwerbs und die Ordnung des kriegerischen Schutzes. In dem Hause jedes Römers lag neben dem Werkzeug, das er in seinem persönlichen Interesse handhabte, die Waffe, die er zum Besten des Ganzen dem Feinde entgegenstreckte. Der Römer, den sich der Engländer gern als sein Muster denkt, war nicht stolz auf das eine oder das andre, sondern auf die Vereinigung beider; nur sie verlieh ihm die Rechte, deren er sich den Fremden gegenüber rühmte, und auf die er sich vor dem Vergewaltigen berief.

Der Einzelne ließ sich diese Einheit, die er in sich lebendig fühlte, nicht zerreißen, und wenn er im Leben noch so tief heruntergekommen war, und was den Einzelnen hob, das besetzte das Ganze. Wie konnte wohl eine Provinz daran denken, sich von ihrem Zentrum los zu machen, von dem Zentrum, das ihr Leben gab, und zu dem sie Blut zurückführte? Die Fabel des Menenius Agrippa von der Zusammengehörigkeit des Leibes und der Glieder, die aus der ersten Zeit der Republik stammt, gilt erst recht von den letzten Tagen des Kaisertums. Als Rom und Italien von den Barbaren unter die Füße getreten war, hatte das Leben in der Provinz eine Zeit lang noch seinen Fortgang.

Was hat England dieser von unten nach oben aufstrebenden staatlichen Einheit entgegen zu stellen? Wenn man es bei Licht besieht, gerade das Gegenteil. Was bei den Römern durch ein weises Sineinandersein die Stärke des Staates ausmachte, das fällt im englischen Gemeinwesen gleich auf seiner ersten Stufe auseinander und hat seine Schwäche zur Folge. Der englische Bürger ist kein Soldat, und der Soldat kein Bürger. Der Kolonist, der von Großbritannien auszieht, kennt zwar auch den Gebrauch der Waffen, aber er hat ihn nicht im Dienste eines gemeinsamen Vaterlands geübt. Vor der Servianischen Verfassung trugen die Plebejer die Lanze und das Schwert als Hörige ihrer Schutzherren, aber der Urheber jener weisen Gesetzgebung stellte die früher unterdrückten als gleichberechtigt neben die Vollbürger in die Reihen der Legion ein und bahnte damit die Verschmelzung der bis dahin getrennten Volksteile an, die zur Eroberung der Welt führte.

Dagegen haben die Engländer in der entscheidenden Zeit, wo das Mittelalter endgiltig Abschied nahm, aus Furcht vor ihren absolutistisch gefinnten Fürsten in einem starken Volksheere nur das Mittel zur Unterdrückung ihrer bürgerlichen Freiheiten und ihres selbstfüchtigen Wohlbehagens gesehen. Dazu kam die Sicherheit ihrer insularen Lage, und so übersahen sie ganz, welchen Wert der Dienst in einem starken Heere für die Erziehung zu nationaler Gesinnung im Volke hat. Zu einer nationalen Gesinnung, die nicht ihr Wesen in unberechtigter Überhebung hat, sondern in besonnener Abschätzung der zu Gebote stehenden Kräfte. Dieser Geist stolzen Selbstbewußtseins verteidigt den heimatlichen Herd mit Festigkeit und trägt mit Mut sein heiliges Feuer in ferne Lande.

Häufig ist der Nachteil, der auf die Schuld einer Unterlassung zurückzuführen ist, von nachhaltigerem Gewicht, als der Vorteil, den eine Großthat einbrachte. Denn die Folgen dieser müssen schwinden, wenn die Kraft nachläßt, die sie ins Leben rief, während jene der Unterlassung immer größere Kreise ziehn. Was den Engländern mit ihren nordamerikanischen Kolonien widerfahren ist, können sie auch an Australien und Kanada erleben. Die Bevölkerung dieser Länder besteht mit nichten aus Kolonisten im Sinne des *civis Romanus*. Dazu fehlt ihr die hohe sittliche Weihe, die der Einzelne damit erhält, daß er durch Gesetz gezwungen ist, mit seinem Blut und Leben für das Bestehn des Ganzen einzutreten. Der Kapengländer und seine Stammesgenossen in andern Kontinenten führen wohl ihren Besitz und ihre

Lebensgewohnheit, wohl das englische Gesetz und die englische Sitte, aber nicht das imperium weiter, dessen Schutz einem Söldnerheer anvertraut ist.

Wer aber sollte die Wahrung und Erhaltung der in der Fremde neu entfachten Lebensglut übernehmen? Tommy Atkins, der sein Blut dazu hergiebt, kann es ebensowenig wie der englische Bürger, der mit seinem Gelde an der Gründung beteiligt ist. Auch beide in der Vereinzelung sind dazu nicht imstande, wenigstens nicht in dem höchsten Sinne, den die Notwendigkeit der Kulturverbreitung durch die Räume der Welt damit verbindet. Erst wenn die Verschmelzung beider eingetreten ist, wenn Tommy Atkins nicht bloß mehr für Sold dient, und wenn der britische Staatsbürger stolz darauf geworden ist, den Waffenrock des vaterländischen Kriegers zu tragen, dann mag man in England sagen, daß der britische Imperialismus von demselben Geiste getragen werde, der einstmals im Altertum den römischen besetzte.

In Wahrheit, hier zeigt sich dem betrachtenden Blick eine Reformthätigkeit, die ganz ungewöhnliche Kräfte erfordert. Daß Rosebery sie zum Heile seines Landes zu entfalten imstande wäre, darf billigerweise bezweifelt werden, da die ihm entgegenwirkenden Tendenzen zur Zeit noch zu mächtig sind. Es ist nicht anzunehmen, daß der Egoismus des modernen Kapitals in England willfähriger zu Zugeständnissen sei, als das des ancien régime vor hundertzwanzig Jahren in Frankreich. Andererseits aber wird seine Obstruktion zu demselben negativen Ergebnis führen, das die Selbstsucht der führenden Klassen überall sonst zu aller Zeit hatte. Der Burenkrieg mag noch einmal mit den gewohnten Mitteln zu einem mehr oder weniger guten Ende geführt werden, aber auf die Dauer kann England seine Weltstellung damit nicht behaupten.

Die Engländer möchten für die Ungelegenheiten, oder besser gesagt für die Not, in der sie stecken, gern andre verantwortlich machen, und ganz besondere Lust haben sie, dem mächtig aufstrebenden Deutschen Reiche die Schuld in die Schuhe zu schieben. Was brauchte auch der deutsche Michel, der in seinen Hausschuhen auf seinem Gutshof eine leidliche Figur spielte, plötzlich nach Siebenmeilenstiefeln zu greifen und damit durch die Welt stürmen zu wollen? Der Dachs braucht doch kein Sattelzeug, und wenn er sichs dennoch auf den Rücken legt, so reißt es ihm herunter, damit er sich auf seine wahre Natur besinnen lernt. In der englischen Presse sind seit Jahren Stimmen genug laut geworden, die dies verlangten und unsrer jungen Flotte den Garaus zu machen rieten. Das klingt gefährlich, ist es aber nicht, und glücklicherweise haben wir als Volk alle Ursache, uns dadurch nicht beunruhigen zu lassen. Es ist natürlich, daß ein tiefes Mißbehagen durch die englische Nation geht, und ebenso menschlich ist es, daß ihre Journalistik, vielleicht auch höher stehende Leute, diesen Unmut an andern, denen es verhältnismäßig besser geht, auslassen.

Die englischen Ungelegenheiten sind nicht mehr danach angethan, uns in eine unersprießliche Erregung zu jagen; gewöhnen wir uns vielmehr, sie als ein Ding zu betrachten, woraus viel gelernt werden kann. Vor allem, daß die Wehr- und Angriffskraft eines Staats, ohne die es im Völkerleben nun einmal nicht geht, immer gleichmäßig angespannt sein muß. Unter der Füh-

zung Preußens hat Deutschland, solange es nach seiner nationalen Erhebung für seine kontinentalen Interessen zu sorgen hatte, diesen Grundsatz mit einem Erfolg in Anwendung gebracht, der es aus der letzten in die erste Stelle unter den europäischen Mächten gebracht hat. Seitdem ist es, dem Zuge seiner großen Ströme folgend, mit seiner Handels- und Kriegsflotte mitten in die Weltpolitik getreten, deren Kreise bis dahin nur von England und Frankreich, von Rußland und Nordamerika gezogen wurden.

Während dies geschah, ist im deutschen Reichstage zwei Jahrzehnte lang darüber hin und her geredet worden, daß das Reich in Folge seiner kontinentalen Lage und des Vorsprungs, den nun einmal die Weltmächte vor ihm hätten, niemals daran denken dürfe, aus den Grenzen einer Seemacht zweiten Ranges hinauszutreten. Als ob das ein Axiom gewesen wäre, und als ob darüber nicht die Notwendigkeiten des realen Daseins entschieden, die den Staat so gut auf die Wellen des Meeres begleiten, wie sie sein Handeln auf dem festen Boden des Landes bestimmen. Glücklicherweise ist der Doktrinarismus, der an der Erörterung solcher Theorien sein Behagen hat, in diesem Falle überwunden, aber es wäre ein Wunder, wenn er, an dem einen Punkte geschlagen, sich nicht an einer andern Stelle wieder festsetzte und seine graue Redekraft entfaltete.

Ja, und hat er nicht in Wirklichkeit schon seine Vorbereitungen dazu getroffen? Als nach heißem Bemühen darum die Schlachtflotte endlich bewilligt wurde, sind doch die Auslandsschiffe gestrichen worden. Ohne Abstreichen geht es nun einmal in Deutschland nicht, und doch haben wir diese Schiffe nötig wie der Reiter den Sattel, wenn er festsitzen soll. Für jeden unbefangenen denkenden Menschen sind die Ereignisse des chinesischen Kriegs, um von allem andern zu schweigen, von einer Beweiskraft, wie sie schlagender nicht gebracht werden kann. Angesichts dessen, was in der Welt geschieht, und was jeden Augenblick eintreten kann, wäre nichts verständiger, als eine von allen nationalen Parteien des Reichstags unterstützte Interpellation an die Regierung, ob sie nicht den Bau der Schlachtschiffe beschleunigen und den der für das Ausland bestimmten nunmehr in Vorschlag bringen wolle.

Die Nachrichten aus den Ereignissen der Vergangenheit schallen an unser Ohr, und die Not der Gegenwart sitzt uns im Nacken. Drohen nicht auch aus der Zukunft die Gefahren, die von der Verschumpfung unsers Magens herrühren? Die bleichen Gesichter aller der holländischen Admirale, die ihr Herzblut umsonst fürs Vaterland strömen ließen, reden eine Sprache, die unser tiefstes Innere aufstört. Die Niederländer besaßen, wie sie es jetzt noch inne haben, das Mündungsgebiet des Rheins, das mit seinen vielen großen und kleinen Buchten der Ausgangspunkt einer Macht wurde, die ein Jahrhundert lang zu Wasser und zu Lande nur von sich die Gesetze hernahm. Die Grundlage zu einer gleichen Entwicklung bieten auch die Ausflüsse der Ems, der Weser und der Elbe. Von jeher hat an ihnen ein Geschlecht gewohnt, das dem Drange der Bogen zu gebieten, ihre Tragkraft zu benutzen verstand. Von den zwischen ihnen liegenden Gestaden fuhren im Ausgang des Altertums die Angeln und die Sachsen aus und eroberten Britannien.

Es ist nicht möglich, daß mit dieser Kolonisation alle Seetüchtigkeit von den deutschen Küsten an die von England übergesiedelt sei. Dieselben Ursachen haben immer und überall dieselben Wirkungen: das beweist auch die Geschichte der deutschen Nordsee. Andererseits ist es eine Thorheit, zu glauben, daß eine vorgelagerte Insel von vornherein vor dem Festlande, zu dem sie gehört, den Vorzug habe. Man hat nie davon vernommen, daß die Britannier in der Vorzeit durch Aus- und Einfuhr den Verkehr Germaniens mit der Außenwelt vermittelt hätten. Mag einer die Sache betrachten, von welcher Seite er will, überall stößt ihm die Wahrheit ins Gesicht, daß es eine der größern Verkehrtheiten des deutschen Volkes gewesen ist, den starken Fingerzeigen, die ihm die Natur seines Landes, die Abdachung seines Bodens gab, nicht gefolgt zu sein.

Wem die Schuld daran beizumessen ist, darüber soll es hier still sein, aber wundern darf man sich immer noch, daß nicht einmal die Leistungen der Hanse eine Änderung in den trüben Gang der deutschen Dinge haben bringen können. Spät ist in Deutschland die Erkenntnis von seiner günstigen Lage am Meere aufgegangen, aber je größer noch immer der Abstand ist, der es von den voraufeilenden Weltmächten trennt, um so nachdrücklicher sollte mit seiner Regierung das Volk bemüht sein, das früher Versäumte nachzuholen. Oder will man uns immer noch einreden, daß das unmöglich sei? Es giebt keine trübseligere, unhistorischere Auffassung als die, daß der einmal im Völkernleben verpaßte Augenblick für immerdar verloren sei. Dagegen ist es trostreich, zu wissen, daß in jeder wahrhaften Nation der unverfälgliche Born ewiger Verjüngung quillt. Nicht einmal das von den smarten Yankee so unfähig verachtete Spanien braucht sich endgiltig in die Niederwerfung zu finden, die die stolzen „Bollstrecker des Schicksals“ über seine Weltstellung verhängt haben. Und Deutschland?

Der Weg des neuen Deutschen Reichs geht steil aufwärts und ist von mancherlei Gefahren umlagert. Aber wenn auch die ganze Welt an seinen Grenzen von Waffen starrt, so dürfen sich doch gerade seine Angehörigen am allerwenigsten durch dergleichen schrecken lassen. Was in Waffen starren heißt, davon hat es in drei Landkriegen genügende Proben abgelegt, und auch zur See hat es Gelegenheit gehabt, einen Stachel hervorzukehren, der den Feind mit tödlicher Sicherheit traf. Nur Feigheit und Bosheit oder eine unglaubliche historische Verbohrtheit kann diesem kriegerischen Volke den Rat geben, sich mit dem Hut in der Hand vor dem Vorsprung zu verbeugen, den die großen Mächte einmal haben, und sich im übrigen demütig aus ihrem Wege zu halten. England baut Schiffe und Frankreich, nicht minder Rußland und Nordamerika, und von seiten ihrer Mittel steht nichts im Wege, daß sie diesem Panzerbau jeden beliebigen Umfang geben. Himmel, so mögen sie rüsten, so viel sie wollen: kann denn das eine andre Wirkung haben, als daß wir es ihnen gleich thun und sie womöglich zu überbieten suchen?

Sie zu überbieten, und wenn wir noch so arm wären. Aber wir sind nicht arm, wenigstens nicht an den Mitteln, mit denen man gepanzerte Mauern baut, um der Gefahr überall zu begegnen, wo sie aus Waterland herandrängt.

Vielleicht wäre es sogar gut, wenn wir ärmer an Silber und Gold, dafür aber um so reicher an Liebe und Entfagung, an Hingebung und Treue wären. Moralische Tugenden gedeihen nicht besonders, wo angeschwollne Lebern und verfettete Herzen die Thätigkeit und die Spannkraft des natürlichen Organismus lähmen. Wenn nun der Staat mit seinen Anordnungen dieser Verfeuchung an seinen Gliedmaßen möglichst entgegentritt, so verfolgt er damit nicht etwa den moralischen Selbstzweck, sondern er will damit nur verhindern, daß die Sicherheit seines eignen Gedeihens gefährdet werde.

Es war einmal ein allgemein für richtig gehaltner nationalökonomischer Grundsatz, und noch jetzt hat er seinen Spuk auf der großen Heerstraße des Lebens, daß alle Ausgaben für Soldaten wie für jedwede Heeres- und Verteidigungseinrichtung unproduktiv seien. Im Bereich aller Wissenschaft läßt sich kaum ein mechanischeres Verfahren denken. Abgesehen davon, daß kein Thaler für eine Kompagnie Soldaten ausgegeben wird, der nicht an irgend einem Plage niederfiere und neue Werte ins Leben riefte, läßt die Theorie von der Unproduktivität die sogenannten Inponderabilien außer acht. Daß diese sich nicht direkt in Geld umsetzen lassen, liegt schon in dem Worte, aber einmal und irgendwo verdichten sie sich doch, und dann schlagen sie als Werte nieder, die sehr realer Natur sind. Was hat man nicht alles gegen die preussische Armeeorganisation im Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geltend gemacht, und doch hat sie nicht bloß Deutschlands machtvolle politische Stellung, sondern auch dessen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge gehabt. Auch England kann mit seinem südafrikanischen Kriege, wenn auch nur nach der negativen Seite, als Beispiel dienen. Hätte sich diese Macht wie Deutschland die nationale Erziehung im allgemeinen Heerdienste auferlegt, so würde sie den Streit mit den Buren entweder nicht angefangen und dadurch die Milliarden gespart haben, oder es wäre in ebensoviel Monaten damit fertig geworden, wie es jetzt Jahre damit zubringt, seine unzulänglichen Waffen zu schwingen.

Damit der Mensch gesund bleibe, thut er gut, den Reichtum mit seinen Genüssen nicht Herr über sich werden zu lassen; nicht anders ist es mit dem Staate. Auch er hat, um seinen sichern Weg gehn zu können, starke, sehnige und elastische Gliedmaßen nötig, die nicht gedeihn wollen, wenn, wie einstmal in Holland und jetzt in England, die Fettablagerungen des Kapitalismus auf ihnen ruhn und das Atmen erschweren. Die deutsche Regierung weiß, wo sie bei uns das Geld haben kann, um starken Bedürfnissen Befriedigung zu verschaffen. Schon an sich ist es gefährlich, übermäßigem Reichtum zu freiem Spielraum zu lassen, aber wir haben Kolonien und eine starke Flotte nötig. Wahrhaftig Grund genug, mit der Sorge und den Ausgaben für diese der Überwucherung des Kapitals nach Kräften vorzubeugen.

Arnold Sofke

